Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 16

Illustration: [s.n.]
Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fritz Herdi

«Plitzg donder ...!»

Man weiss: 500 Jahre Ulrich Zwingli. Und er deswegen seit einiger Zeit zwar wohl nicht in aller Munde, aber immerhin in fast aller Zeitungen Spalten.

Hatte Zwingli eigentlich, müsste man sozusagen «nebimässig» fragen, Humor? Darüber gibt es eine Untersuchung aus den sechziger Jahren von Fritz Schmidt-Clausing. Noch immer gelte, notierte Schmidt damals, der Zürcher Reformator als der nüchterne, trockene Stubengelehrte und humorlose Rationalist, der hinter den Butzenscheiben unter den damals noch spitzen Grossmünstertürmen seine streng logischen Gedanken niedergeschrieben habe.

Schmidts Untersuchung, in Frankfurt erschienen, hiess schlicht: «Zwinglis Humor». Schmidt fand den Reformator humorvoll. Und es ist ja gewiss nicht unoriginell und unlustig, wie Zwingli Martin Luthers «polterndes» Wesen mit einer Klangmalerei nachahmte: «Trotz, botz, plotz, plitzg, donder, po, pu, pa, plump!» Luther hat seinerseits, nachdem er mit dem Zürcher Reformator diskutiert hatte, von Zwinglis Sprache gesagt: «Ein böses Deutsch. Einer möcht schwitzen, ehe er's verstehet!»

Gans statt Strauss

Oswald Myconius, Zwinglis Intimus und Mitstreiter, hielt schon kurz nach Zwinglis Tod bei Kappel, 1531, fest: «Mit dem Ernst verband Zwingli Spiel und Scherz; denn er war amüsant und spassig im Reden.» Aber, müsste man beifügen, mitunter recht derb. Da probierte zum Beispiel Jakob Strauss, der streitbare Reformator von Eisenach, mit einem Namenspiel: «Zwingli will nur zwingen.» Zwingli schlug zurück: «Du bist ein Strauss, Gott kann dich wohl zu einer Gans machen.»

Gegner nannten den Chorherrn Zwingli einen «Torherrn»; dafür titulierte Zwingli den Konstanzer Weihbischof einen «Viehbischof». Was wohl eher grob als lustig ist. Akzeptabler schalt er die ungerechten Fürsten und Obrigkeiten, die «Behüter, Beschützer und Beschirmer» sein sollen, aber zu «Beschetzern (Geldeintreiber), Bschyssern und Bschabern (Betrüger)» geworden sind: eine nette sprachliche Triole!

Dem Dr. Eck aber, einem kekken Gegner der Reformation, schrieb er einen Brief, der nicht humoristisch, sondern bloss gallig ist. Nämlich: Er, der Dr. Eck, wäre gescheiter ein Raubvogel oder ein Esel geworden. Und: «Allerdings kommt es ja auf dasselbe heraus, ob du wie ein Mensch oder wie ein Affe aussiehst. Du bist in der Tat nichts anderes als ein Vieh.»

Freilich: Zwingli hat den Brief nicht abgeschickt. Als der Zorn verraucht war, merkte der Reformator, dass die Tonart nicht passte.

Gott ohne Schnarchen

Schneidend prangerte Zwingli den Sittenverfall der Christen an und formulierte: «Meinen wir etwa, dass der himmlische Hausvater angesichts dieser Kümmernis seines Volkes gemütlich schnarche?» Verhältnismässig heiter gab er sich, als er bekannte, ein Grund zum Fasten sei auch der Vorteil, dass man dadurch «den allzu schamlos vortretenden Wanst wieder in das alte Kleid» hineinbringe. Und die Schrift eines französischen Theologen bewertete Zwingli mit dem knappen Satz: «Hoffentlich ist der Preis nicht so hoch wie die Überheblichkeit des Verfassers.»

Mit Namen spielte er immer wieder gern. So nahm er sich Luthers Namen vor, als er von dessen «luderwerk» sprach oder ihn mahnte, seinem Namen Ehre zu machen und «luter», nämlich lauter und klar zu sein. Er soll «Luther» bleiben und nicht zum loutrion (= gebrauchtes Badewasser) werden. Sein Gegner Thomas Murner in Luzern war für ihn ein «Murnarr», den Schwaben Althammer nannte er verächtlich «Althammel». Und wenig amtsbrüderlich sagte er dem Pater Caseus, es sei gerade keine Zier, «Käse» zu heissen. So hiess ja der Kollege, aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen, tatsächlich.

Übrigens pflegte Zwingli zum biblischen Sündenfall leidlich humorvoll zu sagen: «Ach Gott, dass Gott nit Birnen ass!» Und einmal erzählte er gar einen Witz; der ging, mässig lustig, so: «Als einer sein Weib nicht schlagen durfte, nahm er sie beim Kleid, warf sie die Stiegen hinunter und entschuldigte sich: er hätte nur das Kleid hinabgeworfen.»

Elegant gelöst

In seinem Werk über den Reformator Zwingli brachte Oskar Farner diese Anekdote unter: Eines Nachts kamen vom Wein mutig gemachte Zürcher, ein Weber und ein Metzger, vor Zwinglis Haus, schlugen an seine Tür und grölten: «Komm heraus, roter Uli! Wo ist dein kleiner Haufe? Es geht dir wie den Täufern!» Alles mit verstellter Stimme, so dass man sie nicht erkennen konnte. Und mit Pflastersteinen warfen sie die Fenster ein.

Zwingli, der niemand von den Seinen wecken wollte, erhob sich vom Lager und sah mit der Waffe in der Hand nach, ob jemand ins Haus gedrungen sei. Dann fragte er mit gedämpfter Stimme hinaus: «Was wollt ihr mit mir? Warum sucht ihr mich nicht bei Tage?» Darauf einer der Betrunkenen: «Ich glaubte, du kennest keine Furcht.» Zwingli: «Ich fürchtete dich nicht, und wenn ich mit dir in einem finstern Wald wäre.» Jener: «So komm herab!» Und Zwingli: «Ich käme, wenn du ein Ehrenmann wärest.» Worauf sich die beiden fluchend trollten.

(Un-)Holde Frau Musica

Einerseits verbannte Zwingli die Orgelmusik (1527 ordnete er den Abbruch der Gross- und auch der Fraumünsterorgel an) und den Kirchengesang (er wurde erst 1598, also 67 Jahre nach Zwinglis Tod, wieder eingeführt) aus der Kirche. Anderseits war er, der die Musik den weltlichen Dingen zuordnete, selber ein vielseitiger Musikant, der etwa Motetten, ein Pestlied, Chöre für eine Aristophanes-Komödie komponierte. Und wahrhaftig ein Dutzend Instrumente spielte, von Harfe und Laute bis Waldhorn und Sackpfyff (Dudelsack), übrigens auch «Rabögli», eine dreisaitige Taschengeige, wie sie noch heute der Troubadour Urs Böschenstein verwendet.

Ein Chronist, Johann Salat, bezeichnete Zwingli sogar abschätzig als «Musikus», der wie die Spielleute in allen «Bübereien» und «Leichtfertigkeiten» beschlagen sei. Möglicherweise waren es just solche Angriffe, die ihn bewogen, mit der Musik in der Kirche aufzuräumen. Allerdings hatte er sich, nachdem er wegen seiner Berufung ans Zürcher Grossmünster angeödet worden war, in einem Brief noch so verteidigt: «Dass ich musiziere, haben einige gegen mich vorgebracht; was sind das für unverschämte und ganz unverständige Esel! Bloss zu Nutz und Frommen meiner Häuslichkeit habe ich das bisher getan. Wenn jene von einem Mimen oder Musiker hören, meinen sie sofort, sie müssten ein Scherflein hervorholen; ich dagegen spiele für mich ganz allein und habe ohne Anspruch auf Lohn eine Freude an der schönen Harmonie der Töne.»